

Segev, Tom: Es war einmal ein Palästina. Juden und Araber vor der Staatsgründung Israels. Siedler Verlag: Berlin 2005. 669 S.

Tom Segev ist nicht der erste israelische Historiker und Publizist, der liebgegewonnene Mythen seines Landes in Frage stellt. Den ersten Versuch unternahm 1979 der Herausgeber der Zeitschrift „New Outlook“, Simcha Flapan, mit seinem Buch „Zionism and the Palestinians“, dem „Die Geburt Israels“ folgte, das 1988 in deutscher Sprache erschien und sieben Mythen untersuchte – vom US-Teilungsplan November 1947 bis zur israelischen Behauptung, auf arabischer Seite habe es nie einen Partner für Friedensgespräche gegeben.

Die „neuen Historiker“ wie Benny Morris und Ilan Pappé konzentrierten ihre ersten Arbeiten auf das palästinensische Flüchtlingsdrama von 1947/48, also auf den historischen Vorraum der Gründung des Staates Israel. Segev greift tiefer in die Geschichte zurück, bis in die Zeit des Ersten Weltkrieges, als die junge zionistische Bewegung, die über keine völkerrechtliche Anerkennung verfügte, mit dem Chemiker Chaim Weizmann an der Spitze den Versuch unternahm, London für die Bestrebungen einer jüdischen Heimstätte in Palästina zu gewinnen. Dabei bediente sich Weizmann der weit verbreiteten Vorstellung von der Macht der Juden, die den Interessen des britischen Kolonialreiches von Nutzen sein würde. „Dahinter steckte [auf britischer Seite] die Vorstellung“, schreibt Segev, „dass die Juden den Lauf der Geschichte lenkten – eine Vorstellung, in der sich auf einzigartige Weise klassische antisemitische Vorurteile mit romantischer Verehrung des Heiligen Landes und seines Volkes vermischten.“ Mit der Romantik war selbstverständlich nicht das arabische Volk gemeint, obwohl es damals um das Zehnfache größer war als die 60.000 jüdischen Kolonisten.

Erst als die Briten vom Völkerbund mit dem Mandat über Palästina betraut waren, mussten sie feststellen, dass es ein „arabisches Problem“ gab, das nicht bereit war, die britische Politik der Förderung des zionistischen Projekts reaktionslos hinzunehmen. Die Folge war eine britische Schaukelpolitik, die bei Segev großen Raum einnimmt – auch um den Preis mancher Relativierungen seiner These, wonach London immer auf der Seite der Zionisten gestanden habe. Denn zu eindrücklich wirkte das geopolitische Glacis des arabischen Nahen Ostens auf die britische Politik ein, als dass die Regierungen Seiner Majestät es hätten vernachlässigen

dürfen. Das zeigte sich bei der geradezu erbarmungswürdigen Hilflosigkeit, mit der London auf die arabischen Gewaltausbrüche seit 1920 reagierte, und bei der wiederholten Einsetzung von Untersuchungskommissionen, die nichts anderes als Weißbücher produzierten:

1922 das „White Paper“ von Kolonialminister Winston Churchill, das die jüdische Einwanderung an die wirtschaftliche Aufnahmekapazität Palästinas binden wollte; 1929 das „White Paper“ von Lord Passfield (Sidney Webb), das die gleichrangige Verantwortung Londons für den arabischen Bevölkerungsteil hervorhob; 1937 das „White Paper“ von Lord Peel („Peel-Bericht“), das die Teilung des Landes in einen jüdischen und einen arabischen Staat empfahl, und 1939 das „Malcom MacDonald White Paper“, das eine rigorose Drosselung der jüdischen Einwanderung trotz der immer bedrohlicheren Nachrichten aus Deutschland verordnete – „Wenn wir schon eine Seite kränken müssen, dann lieber die Juden als die Araber“, ließ Premier Arthur Neville Chamberlain seinen antijüdischen Affekten freien Lauf. Schließlich gab London nach dem Zweiten Weltkrieg unter dem Druck bürgerkriegsähnlicher Auseinandersetzungen in Palästina sein Mandat an den Nachfolger des Völkerbundes, die Vereinten Nationen, zurück. Es bleibt der Eindruck, dass Segev seine These von der unverbrüchlichen Zusammenarbeit zwischen London und der jüdischen Selbstregierung unter Führung von David Ben-Gurion überzieht.

Andererseits betont der Autor, dass der Zionismus den europäischen Juden „in der Zeit der höchsten Not nur eine völlig unzureichende Lösung anbieten konnte“. Schon früher hatte Segev in seinem Buch „Die siebte Million“ die zionistische Publizistik jener Jahre in Palästina untersucht, um daraus den Schluss zu ziehen, dass die jüdische Führung und die jüdische Öffentlichkeit im Lande der drohenden Katastrophe keine angemessene Aufmerksamkeit widmeten; Nachum Goldmanns Auftritt 1938 auf der internationalen Flüchtlingskonferenz in Evian lieferte einen ersten Vorgeschmack auf den absoluten Primat der Stärkung des jüdischen Palästina zu Lasten der Förderung jüdischer Auswanderung in andere Länder. Dass sich Segev damit bei „klassischen“ israelischen Historiographen keine Freunde gemacht hat, lässt sich denken. Wichtig bleibt jedoch in diesem Zusammenhang, dass die Schaffung des Staates Israel zwar durch die Shoah beschleunigt wurde, darin nicht jedoch ihre Ursache hat. Die Gründe liegen tiefer.

Manche andere Gewichtung schmälert nicht den hohen Rang der Arbeit. Sie greift auf eine Fülle bis dahin unerschlossener Materialien zurück, aus denen sich fast nach Art einer griechischen Tragödie eine schicksalhafte Zuspitzung des Verhältnisses zwischen Juden und Arabern entwickelte, die mit ihren Ausläufern bis in die Gegenwart hineinwirkt. Insofern reiht sich der Autor in die pessimistische zionistische Geschichtsteleologie ein – diesmal nicht im Blick auf den „ewigen Antisemitismus der Völker“, sondern in Hinsicht auf das Ende des Konflikts zwischen beiden Völkern. Seine tiefen Zweifel finden sich auch in seinen regelmäßigen Kolumnen in „Haaretz“ und in Beiträgen wieder, die auch in Deutschland große Aufmerksamkeit finden.

Reiner Bernstein